

Robert Menasse  
Die Vertreibung aus  
der Hölle Roman



Suhrkamp

Sünden beschuldigt worden, der Hexerei, der Bigamie, der Homosexualität. Aber diese »Sünder wider die Natur« waren nur einige wenige. Die größte Gruppe dieser Prozession waren die Juden. Menschen, die in der dritten, oft schon vierten oder fünften Generation getauft waren, aber immer noch abfällig »die Konvertierten« oder »die Neuchristen« hießen, und nun angeklagt waren, im geheimen nach dem Gesetz Mose zu leben und versteckt jüdische Riten zu pflegen.

Es wurden Gebete gemurmelt, aber es war dieses Murmeln nicht zu hören, da waren angstschreigeöffnete Münder zu sehen, aber es waren keine Angstschreie zu hören und kein Klagen, weit über einhundert Paar Füße schlugen auf das Pflaster der Rua do Hospital, aber es schien keinen Widerhall der Schritte zu geben, als marschierten sie nicht auf Steinen, sondern bereits auf einer Wolke.

Der 5. Dezember 1604. Was verschluckte die Geräusche derer, die da gingen? Von irgendwoher kam lautes Geraune, ein leises Gedröhne, die acusados gingen darauf zu. Nicht wenige unter ihnen hatten zum ersten Mal einen Familiennamen auf einem Papier erhalten, im Gefängnis der Inquisition, einen Namen, den sie nur brauchten, um dann, aufgerufen, vortreten zu können und das Urteil zu erfahren: Und ausgelöscht soll dein Name sein!

Auf dieses Aufgerufen-Werden marschierten sie zu, auf ein Dröhnen, das sie lautlos im Kopf schon mitbrachten, auf eine Selektion, die wenig, aber entscheidenden Raum ließ zwischen Verderben und Tod – und da wurde es laut, da platzte die Stille, als der Zug in die Rua Lazaro einbog, die zur Praça Ampla führte, wo der Auto de Fé schließlich stattfinden sollte. Abertausende Schaulustige hatten sich bereits auf der Praça eingefunden, und noch immer strömten Menschen von allen Seiten herbei, Hunderte warteten in einem Spalier bereits in der Rua Lazaro mit Fackeln, begannen ekstatisch zu schreien, zu toben, als die Prozession einbog. »Rasieren!« schrien sie, »Rasieren!«, »Laßt uns die Neuchristen rasieren!«, und sie versuchten, mit ihren Fackeln die Bärte der Juden anzuzünden.

Der Zug, der trotz seines regelmäßigen Schreitens einen Eindruck von Selbstvergessenheit und Starrheit gemacht hatte, zeigte nun Panik. Die Juden schlugen die Ärmel ihrer sacos benditos vor das Gesicht, schrien Gott hilf!, sie schrien Gott hilf! und die anderen schrien Rasieren! und die Juden versuchten auszuweichen zur anderen Straßenseite, wo sie aber wieder mit Fackeln oder Stößen empfangen wurden. Die Patres, die keine Anstalten trafen, dem Publikum am Straßenrand in den Arm zu fallen, gingen vom lautlosen Murmeln des Rosenkranzes zu einem lauten Singsang über, ihre Schritte beschleunigend, darauf bedacht, daß ihre eigenen Kutten nicht beim »Rasieren« versengt werden.

Da erreichten sie schon die Praça. Die Schreie wurden zu Geheul, die acusados zogen die Köpfe ein, und Antonia Soeira bäumte sich stöhnend auf, tastete nach der Hand ihres Mannes Gaspar Rodrigues, drückte ihre Nägel in seinen Handrücken – Es geht los! Es ist

soweit!

Sofort machte Gaspar Rodrigues sich auf, Dona Teresa zu holen. Konnte er die kleine Estrela inzwischen hierlassen? Oder sollte er sie nicht doch besser mitnehmen? Nein. Die Hebamme wohnte nur wenige Häuser weiter, er würde also sehr rasch zurück sein, viel schneller, als es ihm mit seiner vierjährigen Tochter möglich wäre.

Als er auf die Straße trat, wich er für einen Moment gleich wieder in den Hauseingang zurück. Noch nie hatte er in seiner Gasse so viel Bewegung gesehen, ein so großes Gedränge, ein so dichtes Geschiebe. Menschen zu Fuß und zu Pferd, in Kutschen sitzend, in Einspannern und in Sänften. Die enge Gasse hallte wider vom Gezeter, Gefluhe und den Gesängen der Fußgänger, den Obacht-Rufen der Kutscher, den Pfiffen der Sänfenträger, dem Peitschengeknalle der Reiter und den schrillen Schreien der Pferde. Es roch so bestialisch wie noch nie nach Urin, Fäkalien und Schweiß.

Gaspar Rodrigues versuchte, sich gleich seitlich an der Hauswand entlangzudrücken, in Richtung zu Dona Teresas Haus. Aber schon nach wenigen Schritten mußte er, um nicht niedergestoßen zu werden, umdrehen und sich im Strom mitbewegen. Das waren zu viele, und alle drängten in dieselbe Richtung. Was war da los? Er wurde einfach mitgeschoben, in die falsche Richtung, nun wäre er bereits froh gewesen, wenn er nur wieder zurück bis zu seinem Haus gekommen wäre, von dem er sich immer weiter entfernte. Bald war er, im Versuch, den Stößen auszuweichen, in die Mitte des Geschiebes gedrängt worden, das ihn unausgesetzt weiterschob und nicht mehr freigab. Plötzlich spürte er einen Schlag gegen die Wange, spürte, daß die Wange aufplatzte, er torkelte und sah aus den Augenwinkeln seitlich einen braunen Pferdeleib, und hochblickend, während er mit der Hand das Blut an seiner Wange verschmierte, den Reiter, der schon wieder mit seiner Gerte ausholte und ihn anschrie: Wahnsinniger! Geh weiter geh! Willst wohl niedergetrampelt werden!

Gaspar Rodrigues war bereits sechsundvierzig Jahre alt. Er hatte zu Hause, so nahe und in diesem Moment doch so unerreichbar, eine vierjährige Tochter und eine Frau, die in den Wehen lag. Er hatte ein blutverschmiertes brennendes Gesicht und einen von Schlägen und Stößen schmerzenden Körper, einen unvorteilhaften Körper, zu breit und zu schwammig, um sich behende irgendwo durchschlängeln zu können, und zu schwach und weich in all seiner Massigkeit, um sich energisch Raum verschaffen zu können. In seinen Augen verschmierten sich Blut und Schweiß, er sah kaum mehr, was da vorging, und er wußte nicht mehr wirklich, was er tat, als er panisch noch einmal versuchte, seitlich auszubrechen, sich durchzuschlagen oder sich durchschlagen zu lassen zu jenem Portal, das er nur noch als großen leeren Hohlraum auffaßte, ein schwarzes Loch, das ihn anzog. Im Grunde hatte er das Bewußtsein bereits verloren, noch bevor er nach einem letzten Schlag gegen seinen Rücken und den Hinterkopf an der Schwelle dieses Hauseingangs stolperte und in das schwarze Loch hineinfiel.

Es blieb stundenlang dunkel. Und als Gaspar Rodrigues schließlich erwachte, war es

fast so spät, daß es schon wieder dunkel werden sollte. Aber da wurde schon das große Feuer entzündet. Und es wurde Licht.

Das Hospital Real hatte den Grundriß eines Kreuzes. Die Hauptfassade blickte auf die Praça Ampla, wo sich auch, gleichsam am Fuß des Kreuzes, der Eingang der Spitalskapelle befand. In den beiden Seitenarmen des Kreuzes befanden sich die Männer- und die Frauenabteilung. Und dort, wo sich bei einem Kruzifix das dornenumrankte Haupt Jesu befindet, saß die Chirurgie. Die Männerabteilung, nach dem Grundriß der rechte Arm des Gottessohnes, hatte ihren Haupteingang nicht an der Praça, sondern an der Rückseite des Gebäudes, ein Portal in der Form einer riesigen offenen Gruft. In diese Gruft war Gaspar Rodrigues von der Menge getreten, geschoben, gestoßen und geschlagen worden. Hier, im kühlen leeren Dunkel, wurde er schließlich von Pflegern gefunden.

Seine Wunden waren gereinigt und verbunden. Man hatte keine Vorstellung vom Ausmaß möglicher innerer Verletzungen und befürchtete seinen Tod. Als er erwachte, fand er sich auf einer Pritsche in jenem Korridor des Spitals, durch den die Verstorbenen weggebracht werden. Er setzte sich auf, sah den langen Korridor, linker Hand Vorhänge, er wußte noch nicht, daß dies die Vorhänge waren, mit denen die Betten der Todgeweihten oder der Patienten mit ansteckenden Krankheiten von den anderen separiert wurden. Er sank zurück, versuchte, sich mit geschlossenen Augen zu sammeln, das Dröhnen und Heulen in seinem Kopf — war es in seinem Kopf? — wegzubekommen, und setzte sich stöhnend nochmals auf. Wie ein vielfaches schwaches Echo hörte er nun das leise Gestöhne und Geröchel hinter den Vorhängen.

»Willst du beichten, mein Sohn?«

»Wo bin ich, Pater?«

»Im Hospital Real de Todos os Santos. Es kann sein, daß dein Leib nicht gerettet werden kann, deine Seele aber kann gerettet werden. Willst du also die Beichte ablegen?«

Gaspar Rodrigues glitt vorsichtig von der Pritsche, machte ein paar Schritte und sagte: »Ich muß nach Hause!«

»Du kannst jetzt nicht gehen.«

»Ich muß nach Hause. Meine Frau —«

»Du kannst in deinem Zustand nicht gehen. Und selbst wenn du könntest — Schau hinaus! Da kommt jetzt keiner durch!«

Gaspar Rodrigues sah aus dem Fenster, schlug ein paarmal die Augenlider auf und zu, um sein Schwindelgefühl zu bekämpfen, und auch, weil er nicht glauben konnte, was er so verschwommen draußen auf dem Platz sah. Im Grunde sah er nichts, jedenfalls nichts, das er wiedererkennen konnte. Das hatte er noch nie gesehen. Er taumelte zurück zu der Pritsche, setzte sich, tastete seinen Kopf ab, den Verband, atmete tief durch und ging dann nochmals an das Fenster. In diesem Moment loderten die ersten Flammen hoch.

Gaspar Rodrigues sah den Tod. Er dachte an den Tod zu Hause, seine Frau im Kindbett,

die kleine Estrela. Und er fühlte den Tod in sich. Wie war es um ihn bestellt? Es war ruhig in diesem Korridor des Todes. Der Lärm, der vom Platz hereindrang, wurde durch die schweren doppelten Fenster so sehr gedämpft, daß er buchstäblich außen blieb, ein Geräusch, gerade so stark, daß Gaspar Rodrigues es bloß als etwas hörte, das an den Hohlraum der Stille brandete, in dem er sich befand. Da, wo er war, war es totenstill.

Nun stand der Pater dicht neben ihm, legte ihm den Arm um die Schultern, »Mein Sohn, du solltest —«, »Ja, ich sollte —«, — die Flammen draußen schlugen höher, es wurde heller, ein grelles Bild in der sich herabsenkenden Dunkelheit. Daß er in sich gehen solle — Er nickte. Gehen. Daß er — Ja! Ja! Dann war er alleine.

Er mußte nach Hause. Er mußte sofort versuchen — aber er hatte Todesangst. Traumangst. Er konnte den Blick nicht mehr abwenden von diesem Licht. Das grell flackernde Licht in der Dämmerung zeigte, daß diese vielbesungene weiße Stadt schwarz-weiß war. Erbaut und gepflastert aus dem schwarzen Basalt und dem weißen Pedra Lioz. Da wogte ein rosaroter Schimmer darüber, da leuchtete der Platz feuer- und blutrot auf, aber gleich blitzte wieder das Weiß hervor und sank schwarz in die Schatten, oder es glimmte im weißen Licht das Schwarz des Basalts. Er mußte sofort nach Hause. Aber bei Licht besehen — Da war ganz Lisboa. Was er sah, war ganz Lisboa, die ganze Welt, seine ganze damalige Welt. Versammelt auf und vor der größten Bühne, die die Welt je gesehen hatte. Er konnte, aus Angst und wegen seines ebensogroßen Staunens, den Blick nicht mehr losreißen. Auf der Stirnseite des Platzes das Blutgerüst, gezimmerte Treppen und Flächen enormen Ausmaßes, darauf ein Altar, ganz in schwarzes Tuch gehüllt, an den Seiten je eine Reihe majestätischer Throne, auf denen starr Männer in schwarzen Roben saßen. Seitlich ein kürzeres Gerüst, auf drei Ebenen, versehen mit Balustraden und mehreren Treppen. Oben saßen in einer langen Reihe kirchliche Würdenträger, auf der mittleren Ebene befanden sich eine Kanzel und ein Altar, daneben war ein Banner und ein mehrere Meter hohes Kruzifix aufgestellt. Die Treppen führten auf der einen Seite hinunter zu den Scheiterhaufen, dort, wo der Platz von einer Doppelreihe Platanen begrenzt wurde, auf der anderen Seite zu einer durch Holzzäune begrenzten Fläche, wo dicht beieinander Menschen in gelben Kutten knieten. Die Stämme und die blattlosen Äste der Platanen schienen im Feuerschein weiß zu blitzen, wie groteske riesige Skelette. Wie klein da die Menschen wirkten, das Fleisch und Blut. Groß, unermesslich groß war die Masse, die den Platz füllte.

Es war totenstill da, wo er sich befand. Aber das sollte es nicht bleiben. Nur noch wenige Minuten, dann sollte hier in diesem Gebäude, in diesem Korridor, die Hölle ausbrechen, deren Flammenschein er bereits dort draußen vor dem Fenster sah. Wegen der großen Hitze der nun lichterloh brennenden Scheiterhaufen wollten jene, die in unmittelbarer Nähe standen, zurückweichen, während Schaulustige von hinten, wo die enorme Hitze noch nicht zu spüren war, nach vorne drängten. Die Vielzahl der Reiter, Kutschen und Sänften machte jeden Versuch, in dieser dichtgedrängten Masse zu

manövrieren, noch schwieriger, ja unmöglich. Es brach Panik aus, kam zu Tumulten. Pferde scheuten, traten Menschen nieder, wurden von ihren Reitern herumgerissen und stürzten, wodurch sie dicht danebenstehende Menschen niederrissen und unter sich begruben. Sänften wurden fallengelassen, kippten, und jene, die sich daraus befreien wollten, fielen hilflos in das Geschiebe der Masse und wurden niedergetrampelt. Frauen, die Kleinkinder trugen, sahen ihre Kinder in ihren Armen sterben, von unzähligen Schlägen und Stößen getroffen. Der Boden war übersät von Kleiderfetzen und Schuhen, über die Unzählige stolperten, in den Tod oder schwere Verletzungen hinein. Bald hallte das Hospital Real von Schmerzensschreien, Hilferufen und Gestöhne wider, der Todeskorridor füllte sich mit Leichen, die auf Bahren, in Decken und in hölzernen Wägelchen hierhergebracht wurden – und Gaspar Rodrigues stand am Fenster und blickte hinaus auf das brennende Licht. Es begann wieder alles von vorne, das Geschrei und die Schläge gegen seinen Körper, er drehte sich um, sah, was hier los war, und jetzt war er wieder bei Bewußtsein. Er schlug sich durch, er hatte keine andere Wahl, keinen anderen Gedanken, er schlug sich durch, vorbei an den Toten und Verletzten, den Helfern und Pflegern, schob sich in das Gerenne und Geflüchte auf der Straße – das ihn nun in die richtige Richtung trug.

»Es ist ein Junge. Er ist gesund und kräftig.«

»Wer hat euch verständigt, Dona Teresa?«

»Estrela hat mich geholt. Herr im Himmel, wie seht ihr denn aus? Was –«

»Estrela?«

Die Hebamme reichte ihm seinen Sohn, Gaspar Rodrigues nahm ihn in die Arme, sah zu seiner Frau hin und zu Estrela, die zusammengekauert neben ihr im Bett lag und schlief.

Samuel, sagte der Vater, der Junge soll Samuel heißen. Der Seher. Er schloß die Fensterläden. Mané war angekommen, und der Vater wußte, sie mußten fort.

Wenn Gaspar Rodrigues später von diesem Tag und den Umständen von Manés Geburt erzählte, dann pflegte er zu sagen: »Ich« – und nach einer kurzen Pause: »Ja, ich habe am 5. Dezember 1604 im Hospital Real das Licht der Welt erblickt!«

Schon Tage später war die Auflösung des Haushalts in Angriff genommen, und auch ein Käufer für das Geschäft gefunden. Die Summe lag weit unter dem tatsächlichen Wert, aber Gaspar Rodrigues wollte nicht länger zuwarten. Er wollte zurück in seinen Geburtsort Vila dos Começos, weitab vom politischen Zentrum und dem Sitz der Inquisition. Estrela begleitete ihn auf dem Weg ins Cartorio, wo er den Vertrag beglaubigen lassen mußte. Als sie auf die Praça kamen, sahen sie, daß die Platanen auf der Seite, die den Scheiterhaufen zugewandt war, wegen des Feuers und der lang anhaltenden Gluthitze mitten im Winter auszutreiben und zu blühen begonnen hatten. Menschen blieben davor stehen und bekreuzigten sich. Als die Scheiterhaufen entzündet